

# Navid Kermani 2015

Reden anlässlich der Verleihung des  
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2015  
Sonntag, 18. Oktober 2015

Lanier 2014  
Alexijewitsch 2013  
Liao 2012  
Sansal 2011  
Grossman 2010  
Magris 2009  
Kiefer 2008  
Friedländer 2007  
Lepenies 2006  
Pamuk 2005  
Esterházy 2004  
Sontag 2003  
Achebe 2002  
Habermas 2001  
Djebar 2000  
Stern 1999  
Walser 1998  
Kemal 1997  
Vargas Llosa 1996  
Schimmel 1995  
Semprún 1994  
Schorlemmer 1993  
Oz 1992  
Konrád 1991  
Dedecius 1990  
Havel 1989  
Lenz 1988  
Jonas 1987  
Bartoszewski 1986  
Kollek 1985  
Paz 1984  
Sperber 1983  
Kennan 1982  
Kopelew 1981  
Cardenal 1980  
Menuhin 1979  
Lindgren 1978  
Kołakowski 1977  
Frisch 1976  
Grosser 1975  
Frère Roger 1974  
The Club of Rome 1973  
Korczak 1972  
Dönhoff 1971  
Myrdal 1970  
Mitscherlich 1969  
Senghor 1968  
Bloch 1967  
Bea/Visser 't Hooft 1966  
Sachs 1965  
Marcel 1964  
Weizsäcker 1963  
Tillich 1962  
Radhakrishnan 1961  
Gollancz 1960  
Heuss 1959  
Jaspers 1958  
Wilder 1957  
Schneider 1956  
Hesse 1955  
Burckhardt 1954  
Buber 1953  
Guardini 1952  
Schweitzer 1951  
Tau 1950

Peter Feldmann, Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

## Grußwort

Im Namen der Stadt Frankfurt heiße ich sie herzlich willkommen in der Paulskirche, dem Wahrzeichen unserer deutschen Demokratie, zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Navid Kermani!

In Frankfurt leben 720 000 Menschen: keine Religion, die hier nicht vertreten ist. Von über 190 Nationen weltweit sind 180 Nationen in unserer Stadt vertreten, internationaler geht es nicht. Und wir kommen mit unserem Kosmos gut klar. Und es war deshalb sicherlich kein Zufall, dass in Frankfurt vorletzte Woche drei Tage »25 Jahre Deutsche Einheit« gefeiert wurde. Deutschland kann Integration; und Frankfurt sicherlich ganz besonders. Sicherlich etwas anders als in dem preußischen Berlin, sicherlich etwas anders als in der beschaulichen Landeshauptstadt Wiesbaden. Aber wir können es – bunt, laut und sehr international.

\*

1989 war die Herausforderung, im geeinten Deutschland zwei Drittel Bevölkerung im Westen mit einem Drittel im Osten zusammenzubringen. Heute ist die deutsche Realität, zwei Drittel der Menschen mit deutschen Vorfahren und ein Drittel mit Wurzeln in einem anderen Land, einer anderen Kultur zusammenzubringen. Das große Projekt unserer Generation ist die europäische Einheit: Es ist eine Einheit der Werte, unserer Werte, wie die unveräußerlichen

Menschenrechte, die Rechtsstaatlichkeit und selbstverständlich die repräsentative Demokratie.

Diese Werte stehen in Anbetracht der grauenhaften Geschehnisse im Nahen Osten vor einer Bewährungsprobe. Wir erleben gerade einen Stresstest für unsere Werte. Wir sind aufgerufen, diese Werte konsequent zu verteidigen. Nur dann werden wir die Menschen, die derzeit zu uns fliehen, und die, die in ihren Herkunftsländern bleiben, überzeugen, die freie Gesellschaftsordnung ebenfalls zu unterstützen.

\*

Sie, Herr Kermani, zeigten sich in der letzten Woche besorgt, wie zerstritten und wie unsolidarisch Europa teilweise in dieser Situation agiert. Eines dieser Rechte, für das Menschen über Jahrhunderte in diesem Europa ihr Leben riskiert haben, ist das Recht der freien Meinungsäußerung.

Unser diesjähriger Preisträger weiß aus eigener Lebenserfahrung, wie kostbar dieses Recht ist. Wir danken ihm dafür, dass er von diesem Recht unerschrocken, unermüdlich und auch radikal Gebrauch macht. Wir bewundern und unterstützen das. Lieber Herr Kermani! Lieber Preisträger! Herzlichen Glückwunsch zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels!

## Heinrich Riethmüller, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

### Grußwort

*Ihr wandelt droben im Licht  
Auf weichem Boden, selige Genien!  
Glänzende Götterlüfte  
Rühren euch leicht,  
Wie die Finger der Künstlerin  
Heilige Saiten.*

*Schicksalslos, wie der schlafende  
Säugling, atmen die Himmlischen;  
Keusch bewahrt  
In bescheidener Knospe,  
Blühet ewig  
Ihnen der Geist,  
Und die seligen Augen  
Blicken in stiller  
Ewiger Klarheit.*

*Doch uns ist gegeben,  
Auf keiner Stätte zu ruhn,  
Es schwinden, es fallen  
Die leidenden Menschen  
Blindlings von einer  
Stunde zur andern,  
Wie Wasser von Klippe  
Zu Klippe geworfen,  
Jahr lang ins Ungewisse hinab.*

Auf das Leiden an der Welt, vor allem im Vergleich mit den Göttern, die „auf weichem Boden wandeln“, kommt der Dichter Friedrich Hölderlin, der mein Leben in Tübingen, aber auch das von Navid Kermani geprägt hat, in dem Gedicht „Hyperions Schicksalslied“ immer wieder zu sprechen; auf das Schicksal des Menschen, das Leben in seiner ganzen Schwere ertragen zu müssen, unfähig zu sein, es selbst zu bestimmen und in die Hand zu nehmen, sozusagen der Spielball der Götter zu sein. Heute, da wir nicht mehr an „die Götter“ glauben, hat das Leid der Welt für jeden aufgeklärten und politisch denkenden Menschen eine ganz andere Dimension bekommen. Konnte Hölderlin noch Klage darüber führen, dass der Mensch auf Erden - schicksalhaft - zum Leiden verdammt sei, die Götter das so bestimmt hätten, wissen wir „modernen Ungläubigen“, dass es uns nicht zusteht, andere, gar überirdische Kräfte für die Gründe des Leidens verantwortlich zu machen.

Für das Leid der Welt - und somit auch für das Leiden an der Welt - ist der Mensch selbst verantwortlich. Wir können uns nicht mehr damit herausreden, nichts zu wissen, wir können uns nicht auf

das Schicksal berufen, sondern wir müssen uns unserer Verantwortung stellen. Denn noch nie haben wir mehr vom Unglück der Welt gesehen als heute. Wir sind über alles informiert, eine schreckliche Nachricht jagt die andere, die Bilder von Kriegen, Flüchtlingen und Katastrophen werden uns täglich in die Wohnzimmer geliefert.

\*

Navid Kermani, der als Schriftsteller, als Reisender, Wissenschaftler und Mensch verschiedene Kulturen und zumindest zwei Weltreligionen aus eigenem Erleben intensiv kennengelernt und studiert hat, stellt uns mit seinen Reden, den Essays und akademischen Büchern, aber auch mit seinen Romanen ein beeindruckendes Werk zur Verfügung, mit dem wir ihn und seine Haltung nachvollziehen und unsere eigene Meinung prüfen, Urteile und Vorurteile hinterfragen können. Er beschreibt diese scheinbar fremden Welten und Ansichten, er erklärt uns, wie viel die großen Weltreligionen miteinander verbindet, und er schlägt Alternativen für ein friedliches Zusammenleben vor, auch in dem Wissen um die nicht lösbare Aufgabe.

Unsere Welt braucht Vorbilder. Menschen, die uns immer wieder Orientierung geben, die zeigen, dass es sich lohnt, füreinander einzustehen, sich zu engagieren, die beweisen, dass Frieden und Freiheit nur dann gelingen können, wenn man über den Rand des eigenen Horizonts blickt, wenn man sich aktiv einmischt und wenn man bereit ist, die Freiheit gegen ihre inneren wie äußeren Feinde zu verteidigen.

Für den Stiftungsrat des Friedenspreises ist der Mensch Navid Kermani ein Vorbild: ein aufgeklärter Bürger, der Hölderlin und die Poesie liebt, der aus der Literatur und aus seiner Religiosität die Anregungen, Erkenntnisse und Kraft zu schöpfen scheint, die wir, angesichts einer Welt, die aus den Fugen gerät, alle brauchen.

Liebe Festgesellschaft: Der Buchhandel in Deutschland ist stolz darauf, dass mit der Verleihung des Friedenspreises an Navid Kermani ein Kosmopolit ausgezeichnet wird, der glaubwürdig und engagiert für Toleranz, Offenheit und Freiheit wirbt.

Wir gratulieren ihm ganz herzlich.

Norbert Miller

Wortglauben – Bildvertrauen. Navid Kermanis west-östliche Friedenserkundungen

Laudatio auf Navid Kermani

Als „Der Roman, den ich schreibe“ einem ersten, und – wie konnte es anders sein? – vorläufigen Ende zusteuerte, fiel der Verleger dieses Riesenwerks vor Bewunderung in das ihm fremde bayrische Idiom. Michael Krüger meinte, das fertige Gericht werde – aus *sehr* verschiedenen Zutaten zusammengemischt, vom Autor nach Laune gewürzt und gerundet – der Leserwelt sich als „ein richtiger Knödel“ darstellen, wobei er das Bild nicht weiter ausführte. So weit ist die Zielsetzung des Autors von dieser prosaischen Charakteristik seines Buchs nicht entfernt, wenn Kermani es beharrlich und begründet einen *Roman* nennt, eine Fiktion, ein ins Ungewisse ausgreifendes Spiel der Einbildungskraft, dessen Held „an einigen Stellen Navid Kermani genannt wird“.

Auf Donnerstag, den 8. Juni 2006, 11:18 Uhr datiert der Autor einen neuen Abschnitt seines Lebens und den ersten Satz seines zu schreibenden Romans. Und am Samstag, dem 11. Juni 2011, um 10:15 Uhr, während er in Los Angeles vor der verschlossenen Tür einer Presbyterianischen Kirche vergeblich auf Einlaß wartet, weiß er in diesem *zufälligen* Augenblick, daß unwiderruflich im Buch kein Platz mehr ist für Nachträge. Das unterstreicht mit buchhalterischer Akribie: die Handlungsgegenwart ist die Schreibgegenwart, und das beinhaltet alles, was der fiktiv-wirkliche Autor Kermani in diesen fünf Jahren erlebt, sich vorstellt oder für seine Zwecke erfindet – die Ehekrise und die Trennung von den Kindern, die Auseinandersetzung mit dem politischen Geschehen und die Reisen in Krisengebiete des Nahen und Fernen Ostens. Sie gehören ebenso zum Handlungsgerüst des nach vorne offenen Romans wie das Lesen von Adorno – und gelegentlich Heidegger – oder die Entdeckungen, die der mit der persischen Dichtung von früh an vertraute Autor-Leser in Hölderlins Lyrik und in den Romanen von Jean Paul macht – dieses einzigen Morgenländers in der deutschen Poesie.

Alles das mündet in den breiten Strom des Erzählens: so gingen viele der Reportagen von den Reisen in eine beunruhigte Welt, die zeitgleich zwischen 2006 und 2009 entstanden, als Kapitel im Romanzusammenhang auf. Im Gegenzug lösten sich, während des für seine schriftstellerische Entwicklung so wichtigen Jahres 2008 in der römischen Villa Massimo, ein paar der Kunsterweckungen vor den barocken Altarbildern des Caravaggio aus dem Zusammenhang des Tagebuch-Romans und erschienen für sich. Die Überlegungen zu Hölderlin und Jean

Paul schließlich bildeten die Grundlage der Frankfurter Poetikvorlesungen. Sie gingen dem Erscheinen des Romans voraus, gaben sich aber, als sie ein Jahr nach dem Buch veröffentlicht wurden, durch ihren Titel als Teil des immer weitergehenden Projekts zu erkennen: „Jean Paul, Hölderlin und der Roman, den ich schreibe.“ Zu diesem Zeitpunkt trug der Roman aber bereits den ungeliebten neuen Titel: „Dein Name“. Dieses Festhalten am Schreibvorgang als Lebensprogramm des Schriftstellers Kermani, der Endlichkeit entgegengehalten, begreift in sich auch alle künftigen Äußerungen. Sie alle sind, bis auf diesen heutigen Tag, Teil eines *roman à faire*.

\*

Die beherrschende Figur hinter dem aufgespannten Gitter der prägenden Familienschicksale ist der Großvater. Als Bankdirektor in Isfahan auf den bürgerlichen Fortschritt vertrauend, als Familienoberhaupt in weit zurückreichenden Traditionen des Islam verwurzelt, prägt er die Erinnerung und das Denken seines Enkels. Wie war es denkbar, als tiefgläubiger Muslim der englischen Verfassung und Erziehung das Wort zu reden? Wie waren in seiner gesellschaftlichen Rolle Fortschritt und Tradition, Glaubenssicherheit und Aufklärung auszuhalten ohne schleichende Assimilation an den Westen?

Kermani kommt, wann immer er über die kulturellen und politischen Katastrophen grübelt, auf die gelebte Utopie dieses Patriarchen zurück, auf seine Hoffnung, für die beiden aus gleichem Boden erwachsenen Religionen einen tragfähigen, gemeinsamen Neuanfang zu finden. Die anspruchslosen, von der Familie nicht weiter beachteten Hefte, in denen der Großvater seine Erinnerungen und Überlegungen aufgeschrieben hatte – sie werden dem Enkel zur Verpflichtung, ja, zu einer Art Vorentwurf für das zu schreibende Buch. Seine Epoche, die der Enkel nur aus den Aufzeichnungen und aus Erzählungen kennt, vielleicht auch sein Schreibstil, prägen die Wahrnehmung auch dann, wenn nicht die frühere, vergleichsweise heile Lebenswelt des Iran, sondern die verzerrte Gegenwart in den Blick gerät. Vieles an der Zuversicht des Großvaters, ausweglose Situationen durch Gnade zu meistern, scheint auf den skeptischen Chronisten übergegangen zu sein, der dann von Zufall spricht. Und auch die Überzeugung, nur der Glaube, nur das Vertrauen in den gemeinsamen Kern der so schroff geschiedenen Religionen könne

der modernen Gesellschaft einen Neuanfang ermöglichen, ist bewusster Rückgriff. So hieß das große Buch noch am 11. Mai 2010 in der ersten Frankfurter Poetikvorlesung: „Das Leben seines Großvaters“, obwohl der Großvater als handelnde Figur erst vergleichsweise spät auftritt.

Schließlich – und das vor allem – ist der Roman „im Kern ein ‚Totenbuch‘. Er gedenkt der Menschen, die in meinem Leben sterben. Ob die Toten jemanden brauchen, der ihren Namen bewahrt, bezweifele ich. Gelernt habe ich, als ich mein Buch schrieb, daß *wir* sie brauchen – daß etwas in uns stirbt, wenn wir sie nicht anrufen: das Leben, das wir mit ihnen geteilt haben.“ In langer Reihe ziehen deshalb, wie in den Romanen des von ihm bewunderten Jean Paul, die Schatten derer vorüber, die ihm während des Schreibens nahe waren und ihn verlassen haben. In bedrohlicher Dichte: István Eörsi, die Schauspielerin Claudia Fenner, der Islamwissenschaftler Friedrich Niewöhner, ihm durch Generosität im Streit nah verbunden, der Onkel Djavad Ketabi und der Komponist György Sandor Ligeti, den er im Wissenschaftskolleg Berlin bewundert hatte. In unregelmäßigen Abständen begleiten, die Perspektiven ausweitend, diese Memoriale oder Gedenkblätter den sich weiterschreibenden Roman. So heißt es von dem alten Frankfurter Schreiner, der dem bürgerlichen Kermani die Schreibplatte montiert, daß es ihn „nun wirklich gab, geben mußte, da er inzwischen tot ist. *Wirklich* sind in dem Roman, den ich schreibe, nur die Toten, alle anderen nur ‚ideal‘, die Anführungszeichen deshalb, weil für Hölderlin nur das Ideale wirklich war. Wenn jemand stirbt, sagt der Romanschreiber ‚ich‘“.

Daran hält der *Romanschreiber* Kermani bis heute fest; denn bei einer Preisverleihung vor einem Jahr trug er in seiner Dankesrede noch fünf Namen nach, die inzwischen aus dem Virtuellen in die Realität der Erinnerung übergewechselt waren. So setzt sich, was im Roman Fragment bleiben mußte, im Weiterschreiben des eigenen Lebens als Kontinuität unabsehbar fort: „Das Totenbuch, da es die Vollständigkeit versuchen muß, endet erst mit dem eigenen Tod.“

\*

Nicht für Adorno und die Frankfurter Schule, wie das bei seinen philosophischen Neigungen nahelegen hätte, entschied sich Kermani, sondern für ein Studium, das seinem Leben und Denken in zwei Kulturkreisen Rechnung trug. Während er fabelhaft früh als fester Autor für das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen zu schreiben begann, studierte er zielgerichtet Islamwissenschaft im Rahmen des Fachs Orientalistik und promovierte 1998 in Bonn mit „Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran“. Auf langen Wegen durch die zum Teil phantastischen Überlieferungen, aber auch in genauer Be-

obachtung der täglich sich erneuernden Rezeption des Koran und seiner Wirkung auf die Gläubigen, beweist er die scheinbar einfache, naheliegende These: „Die Lehre des *igaz*, [das meint den Wundercharakter der muslimischen Offenbarung] stellt den Koran als in formaler Hinsicht zu vorzüglich dar, um von einem Menschen erdichtet worden, als zu kunstvoll, um ein Kunstwerk, stilistisch zu originell, um erfunden, zu schön, um anders als durch göttliches Wirken erklärbar zu sein. Diese Argumentation, der bis heute wichtigste Pfeiler des Wunderbeweises, beruht wesentlich auf ästhetischen Prämissen.“

Mit anderen Worten: die Sonderstellung des Koran unter den Heiligen Schriften aller monotheistischen Religionen besteht in der ästhetischen Vollkommenheit des Textes, die nur Allah zukommt. Moses als Verfasser des Pentateuch, die vier Evangelisten als Zeugen von Jesu Wirken auf Erden, der Visionär der Apokalypse – sie alle sind göttlich inspirierte Verkünder eines göttlichen Willens. Nur scheinbar gehört auch Mohammed, der von Allah berufene Prophet, in diese Reihe, weil er die hundertvierzehn Suren aufgeschrieben und damit verbindlich gemacht hat. Er ist jedoch nicht der *Verfasser* dieser über Menschenmaß hinausgehenden Vollkommenheit des Koran. Aber er ist das Sprachrohr, das Medium, durch das Gott zu den Menschen spricht. Darum ist die Herrlichkeit jedes Verses, tausendfach täglich von den Gläubigen wiederholt und auf ihr Leben angewendet, der vollkommenste Gottesbeweis.

In meiner Verkürzung auf den Grundgedanken kann man nicht ahnen, wie glanzvoll und in wie weit gespannten Bögen Kermani das Verhältnis des Propheten und seiner Inspiration zur Poesie, auch zur Dichtung und zur Ästhetik des Abendlands in Beziehung setzt, oder wie er im abschließenden Prosa-Hymnus die Allmacht beschwört, die Allahs Suren, jedem Gläubigen so vertraut, bei ihrer rituellen Rezitation in der Moschee entfalten: „Niemand reagierte auf den Wohlklang der göttlichen Rede enthusiastischer, aber auch erschrockener als die Sufis, die Mystiker des Islams (...). Der Fromme, der vom Koran getroffen zu Boden sinkt, ist ein häufig wiederkehrendes Bild ihrer Schrift. Seine Gestalt auch in der Art des Verlöschens ein Vorbild.“ Nichts verstörte Kermani bei der Rückkehr in das Kairo seiner Studentenjahre tiefer, als das Verschwinden der früher allgegenwärtigen Koran-Rezitationen, in denen jeder über die eigene, ganz unterschiedliche Wahrnehmung des göttlichen Worts in der Wahrheit der Gemeinde zusammenfinden konnte.

\*

Ganz dem Verhältnis von Dichtung und Gotteserfahrung war das zweite, 2005 veröffentlichte

Werk des *Orientalisten* gewidmet: „Der Schrecken Gottes. Attar, Hiob und die metaphysische Revolte“, dem Vorsatz nach eine Monographie über das „Buch der Leiden“ des Faridoddin Attar, einer der sieben klassischen Dichter Persiens, „wahrscheinlich eines der düstersten Werke der Weltliteratur überhaupt“. Denn Attars Dichtung greift die Frage Hiobs auf, warum Gott den Getreuen und Frommen so oft unermeßliches Leiden zumute. Kann der Allmächtige an seiner Gerechtigkeit Verrat üben? Goethe hat in der Teufelswette des Prologs im Himmel dieses Spiel des Schöpfers mit seinem Geschöpf wieder aufgegriffen und zum Rahmen seines „Faust“-Dramas gemacht; Kermani dagegen macht die existentielle Not dieser Frage, ganz ins Private zurückgenommen, am Leiden seiner frommen Tante sinnfällig, dem er so hilflos zuschauen muß wie Hiobs Berichterstatte.

Den unbegreiflichen Schrecken Gottes hatte er, wohl aus der gleichen Erfahrung und nach seiner Art der Verflechtung, schon am Schluß seines ersten Buchs thematisiert. Nun wiederholt er diese Frage, jetzt aber als Schüler und Dragoman des großen Dichters Attar. Wie Dante im Anfang der *Commedia* steht auch Attar im „Buch der Leiden“ als *Wanderer des Denkens* an der Schwelle zu einer mystischen Seelenreise, auf der er in Gedanken und Träumen in entlegene Sphären des Weltalls vordringen will. Vierzig Tage der Koran-Meditation und des Gebets geben den Rahmen für diese der Entrückung des Propheten nachempfundene Pilgerschaft. Ein Pir oder Lehrmeister erklärt dem Jünger die geistigen Erlebnisse, sie seien erhebend oder erschreckend, so wie hundert Jahre später in der „Göttlichen Komödie“ erst Vergil, dann die Jungfrau Maria die Stationen ausdeuten und zu Dante in Beziehung setzen. In endloser Reihe ziehen die Verfolgungen Gottes am Jenseitswanderer vorbei und werden gerechtfertigt, und in vielen Versen malt Attar das Paradox aus, wie beides zusammengeht, das Flehen zu Gott und die Anklage gegen Gott: „Wie die Geschöpfe im Angesicht ihrer Vernichtung sich liebend an Gott klammern, nicht *obwohl*, sondern *indem* sie ihn schuldig sprechen.“

\*

Die Schönheit und der Schrecken Gottes – in ihrem Zusammenhang entwerfen die beiden Werke ein weit über ihren wissenschaftlichen Rang hinauswirkendes Bild der islamischen Vorstellungswelt, zu der sich die Fülle der Aufsätze des heute zu Ehrenden, aber auch seine Reportagen aus den sich ständig verwandelnden Krisengebieten komplementär verhalten. *Westöstliche Erkundungen* nennt der *Reporter* Kermani einen umfangreichen Band seiner Essays. Unter dem ironisch gebrochenen Titel: „Ausnahmezustand. Reisen in eine beunruhigte Welt“, der Andauerndes episodisch erzählt, lassen sich alle

diese Bücher zusammenfassen, in denen er den Veränderungen der politischen Situation im Orient, zunehmend aber auch dem praktizierten Verhältnis der drei monotheistischen Religionen nachspürt.

Immer überrascht er durch das unscheinbare, sprechende Indiz für einen sonst kaum faßbaren Sachverhalt, und an jeder Wendung spürt man die Teilnahme, die oft so hilflose Freundwilligkeit des Zeugen. Durch fünf Jahre getrennt, entwerfen die beiden Aufsätze über Afghanistan das zeitliche Panorama eines auf die Ewigkeit berechneten Untergangs. Was 2006 als trostlose Normalität einer in sich abgeschotteten Schutzmacht zu beschreiben war, ist 2011 im halb organisierten Chaos eines inzwischen vergessenen Konfliktherdes jedem Versuch der Erklärung von außen entzogen. Keine Chiffre könnte das Grauen eindringlicher Gestalt nehmen lassen als das sorgfältige, eingerichtete Zelt des im Alter jung gebliebenen Nur Agha, der vor zwanzig Jahren seine Frau und alle fünf Kinder bei einem Bombenangriff verloren hat und der jetzt, 81 Jahre alt, mit einem geschorenen Schaf und einem Radiorekorder auf dem Friedhof lebt. Keine Sentimentalität, wie immer bei Kermani, auch wenn er über die Grenzen des Berichtbaren hinausgeht! Doch wer seine Bücher kennt, spürt in diesem Genrebild der Ergebung die Nähe zu der unabschließbaren Reihe der Epitaphien in seinem Roman!

\*

In einer der Besprechungen seines jüngsten Werks „Ungläubiges Staunen. Über das Christentum“ wird nachdenklich bis kritisch vermerkt, Kermanis Einbildungskraft entzündete sich vor allem an der Versinnlichung des religiösen Geschehens in der abendländischen Malerei, nicht an den Glaubensvorstellungen selbst. Was in der neueren Theologie an Exegese der Schriften, an Hinwendung zum Wort nicht nur im Protestantismus geleistet wurde, bleibe wie die moderne Kirchenkunst außerhalb seines Interesses. Inkarnation als Prinzip: so lasse sich das im Titel beschworene Verhältnis Kermanis zum Christentum charakterisieren. Aus „Dein Name“ weiß man, wie sehr ihn während seines Rom-Aufenthalts 2008 die Bilderwelt des Barock fasziniert hat, wie er in den Kirchen die Bildschöpfungen der großen Bolognesen als Offenbarungen bestaunte. In *San Luigi dei Francesi* muß er die „Berufung des Evangelisten Matthäus“ von Caravaggio wie eine persönliche Herausforderung empfunden haben: „Es könnte jeder sein, jeder der vier Männer, die um den kleinen Tisch sitzen, und ebenso der Junge. Es könnte jetzt sein, wie Caravaggio lehrt, indem er [...] das biblische Personal in Kleidung seiner eigenen, Caravaggios, Gegenwart hüllt.“ Für den *Bildbetrachter* Kermani gilt der ausgestreckte Zeigefinger Jesu *dem* unter den

Gesellen, der sich ganz hinter dem Geldzählen verschanz und den weitergeleiteten Strahl der Berufung nicht wahrzunehmen scheint. Noch hat die Berufung nicht stattgefunden. Noch hat der Augenblick keine Folgen. Die Alltäglichkeit herrscht, akribisch festgehalten, über das Außergewöhnliche. „Das würde bedeuten, das Wunder ist nicht der Auftritt des Erlösers; das Wunder ist, daß einer es bemerkt - und, wenn ich mich nicht täusche, ausgerechnet derjenige, der den Erlöser nicht einmal beachtet. Fassungslos werden die Männer erst sein, wenn ihr Kollege von der nächsten auf die übernächste Sekunde seine Familie, seinen Beruf und seine Weltsicht aufgibt.“

So kann man nur vor Caravaggios Meisterwerken staunen, tief und unmittelbar betroffen vor einer ins Fremde abgerückten Realität. Nur in Caravaggios allgewaltiger und doch ans Elend der Welt gefesselter Phantasie konnte es wieder und wieder gelingen, den Schrecken und den Dreck des Gewohnten an die metaphysische Entrückung zu binden: da bohrt der ungläubige Thomas mit dem Zeigefinger in der Wunde des Herrn, da wischt der Henker sein blutiges Schwert am Mantel des eben geköpften Täufers Johannes ab. Es ist die Überrumpelung mehr noch als die Irritation, die Navid Kermanis religiöse Einbildungskraft weckt. „Ungläubiges Staunen“: im Doppelsinn des Wortes, das zugleich die höchste Steigerung und den grundsätzlichen Vorbehalt des Stauens ausdrückt, wird jede von Kermanis Bildbegegnungen zu Jakobs Kampf mit dem Engel. In der langen Reihe dieser Deutungen, die in drei Themenkreisen den Orbit des christlichen Heilsgeschehens ausschreiten und die vom spätantiken, legendenumwobenen Bildnis der Jungfrau Maria bis zu Gerhard Richters Kölner Domfenster reichen, nimmt das Kapitel über Paolo Dall'Oglio eine Sonderstellung ein. Hier wird kein Bild betrachtet, wohl aber eine gelebte Begegnung von Islam und Christentum, jenseits des von beiden Religionen und ihren Glaubensrichtungen verdammten Synkretismus. Die Nachfolge Jesu hat der Jesuitenpater so begriffen, „daß er sein Leben dem Islam widmete, den er vor vierzig Jahren am Horizont geschrieben sah. Ich wüßte nicht einmal, welcher Muslim die Botschaft des Korans überzeugender und glaubwürdiger verträte als er.“ In seinem Kloster Mar Musa am Rande der syrischen Wüste flocht Pater Paolo, ohne die katholischen Rituale zu verwässern, nach und nach Elemente aus der sufischen Glaubenspraxis in den religiösen Alltag hinein. „So wurde Mar Musa ein Ort nicht nur des Gesprächs, sondern des gemeinsamen Lebens und Betens der Religionen: „In der Liebe zum Islam, im

Glauben an Jesus' wie Pater Paolo eines seiner Bücher genannt hat.“ Diese Haltung stellt den inzwischen von der ISIS verschleppten und vielleicht getöteten Abt von Mar Musa an die Seite des in Algerien wirkenden Pater Christian de Cherge, der in seinem Testament noch leidenschaftlich für den gelebten christlich-islamischen Dialog eingetreten war.

Der letzte Satz des Kapitels bei Kermani heißt, geschrieben im Mai 2015: „Er lehrte uns Hoffnung in dieser, aber auch auf die andere Welt.“ Enger können Skepsis und Weltvertrauen nicht zu einander kommen. Und in dieser Nähe erlebt Navid Kermani als religiös geprägter Denker, als engagierter Zeitgenosse und als Autor seines weiterzuschreibenden Romans das Christentum. Er erlebt es in seinen Bildwerken und in der Dichtung, aber jenseits von Kirchentag und Kirchenjahr. Das neue Buch in Händen, staunend und zur Diskussion herausgefordert, warten wir in ungemütlicher Spannung auf die nächsten Kapitel in dem Roman, den Navid Kermani schreibt. Aber nicht nur er!

\*

Gestatten Sie mir noch einen Nachtrag: Im September 2008 war der *Berichterstatter* Kermani auf der italienischen, dem afrikanischen Kontinent vorgelegerten Insel Lampedusa, um über die von Schleppern auf Booten eingepferchten Flüchtlinge zu berichten. Er trifft dort auf den französischen Kapitän eines FRONTEX-Schiffes, das eigentlich dafür da ist, die Flüchtlinge von Europa abzuhalten, dem es aber während eines Sturms gelungen war, 65 Somalier zu retten. Befragt, wie er seine Haltung mit seiner Aufgabe in Einklang bringen könne, bricht es aus dem Kapitän heraus: „Wenn ich ein Holzboot mit 65 Menschen auf dem offenen Meer sehe, dann ist mir FRONTEX scheißegal, dann denke ich nicht an Immigration, an Papiere, an Zollbehörden. Dann rette ich sie verdammt noch mal.“ Und Kermani kommentiert diesen Dialog mit dem Satz: „Ich bin sicher, daß der Kapitän genauso gehandelt hätte, auch ohne die Zustimmung seiner Einsatzleitung.“ Menschenrecht ist auch Menschenpflicht.

Die Jury hat den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels in einem Augenblick, da die Fluchtbewegung das Ausmaß einer Völkerwanderung erreicht hat, an Navid Kermani vergeben. Ich bin stolz und glücklich, daß ich ihm in unser aller Namen als erster gratulieren darf.

## Navid Kermani

### Über die Grenzen – Jacques Mourad und die Liebe in Syrien

#### Dankesrede

An dem Tag, als mich die Nachricht vom Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erreichte, am selben Tag wurde in Syrien Jacques Mourad entführt. Zwei bewaffnete Männer traten in das Kloster Mar Elian am Rande der Kleinstadt Qaryatein und verlangten nach Pater Jacques. Sie fanden ihn wohl in seinem kargen kleinen Büro, das zugleich sein Wohnzimmer und sein Schlafzimmer ist, packten ihn und nahmen ihn mit. Am 21. Mai 2015 wurde Jacques Mourad eine Geisel des sogenannten „Islamischen Staats“.

Ich habe Pater Jacques im Herbst 2012 kennengelernt, als ich für eine Reportage durch das bereits kriegsgeschüttelte Syrien reiste. Er betreute die katholische Gemeinde von Qaryatein und gehörte zugleich dem Orden von Mar Musa an, der sich Anfang der achtziger Jahre in einem verfallenen frühchristlichen Kloster gegründet hat. Das ist eine besondere, eine wohl einzigartige christliche Gemeinschaft, denn sie hat sich der Begegnung mit dem Islam und der Liebe zu den Muslimen verschrieben. So gewissenhaft die Nonnen und Mönche die Gebote und Rituale ihrer eigenen, katholischen Kirche befolgen, so ernsthaft beschäftigen sie sich mit dem Islam und nehmen bis hin zum Ramadan teil an der muslimischen Tradition. Das klingt verrückt, ja, aberwitzig: Christen, die sich nach ihren eigenen Worten in den Islam verliebt haben. Und doch war diese christlich-muslimische Liebe noch vor kurzem Wirklichkeit in Syrien und ist es in den Herzen vieler Syrer noch immer. Mit ihrer Hände Arbeit, ihrer Herzen Güte und ihrer Seelen Gebete schufen die Nonnen und Mönche von Mar Musa einen Ort, der mir utopisch anmutete und für sie selbst nichts Geringeres als die endzeitliche Versöhnung – sie würden nicht sagen: vorwegnahm, aber doch vorausfühlte, die kommende Versöhnung voraussetzte: ein Steinkloster aus dem siebten Jahrhundert mitten in der überwältigenden Einsamkeit des syrischen Wüstengebirges, das von Christen aus aller Welt besucht wurde, an dem jedoch zahlreicher noch Tag für Tag Dutzende, Hunderte arabische Muslime anklopften, um ihren christlichen Geschwistern zu begegnen, um mit ihnen zu reden, zu singen, zu schweigen und auch, um in einer bilderlosen Ecke der Kirche nach ihrem eigenen, islamischen Ritus zu beten.

Als ich Pater Jacques 2012 besuchte, war der Gründer der Gemeinschaft, der italienische Jesuit Paolo Dall'Oglio, kurz zuvor des Landes verwiesen

worden. Zu laut hatte Pater Paolo die Regierung Assad kritisiert, die den Ruf des syrischen Volkes nach Freiheit und Demokratie, der neun Monate lang friedlich geblieben war, mit Verhaftungen und Folter beantwortete, mit Knüppeln und Sturmgewehren und schließlich auch mit ungeheuren Massakern und sogar Giftgas, bis das Land schließlich im Bürgerkrieg versank. Aber Pater Paolo hatte sich auch gegen die Führung der syrischen Amtskirchen gestellt, die zu der Gewalt der Regierung schwiegen. Vergeblich hatte er in Europa um Unterstützung für die syrische Demokratiebewegung geworben, vergeblich die Vereinten Nationen aufgefordert, eine Flugverbotszone einzurichten oder wenigstens Beobachter zu schicken. Vergeblich hatte er vor einem Krieg der Konfessionen gewarnt, wenn die säkularen und gemäßigten Gruppen im Stich gelassen und aus dem Ausland ausschließlich die Dschihadisten unterstützt würden. Vergeblich hatte er die Mauer unserer Apathie zu durchbrechen versucht. Im Sommer 2013 kehrte der Gründer der Gemeinschaft von Mar Musa noch einmal heimlich nach Syrien zurück, um sich für einige muslimische Freunde einzusetzen, die in den Händen des „Islamischen Staat“ waren, und wurde selbst vom „Islamischen Staat“ entführt. Seit dem 28. Juli 2013 fehlt von Pater Paolo Dall'Oglio jede Spur.

Pater Jacques, der nun allein die Verantwortung für das Kloster Mar Elian trug, ist seinem Wesen nach ein ganz anderer Mensch, kein begnadeter Redner, kein Charismatiker, kein temperamentvoller Italiener, sondern wie so viele Syrer, die ich kennengelernte, ein stolzer, bedächtiger, äußerst höflicher Mann, recht hochgewachsen, ein breites Gesicht, die kurzen Haare noch schwarz. Natürlich habe ich ihn nicht gut kennengelernt, nahm an der Messe teil, die wie in allen östlichen Kirchen aus berückend schönem Gesang bestand, und beobachtete, wie zugewandt er beim anschließenden Mittagessen mit den Gläubigen und örtlichen Honoratioren plauderte. Als alle Gäste verabschiedet waren, nahm er mich für eine halbe Stunde mit in sein winziges Zimmer und rückte für das Interview einen Stuhl neben das schmale Bett, auf dem er selbst Platz nahm.

Nicht nur seine Worte erstaunten mich – wie furchtlos er die Regierung kritisierte, wie offen er auch über die Verhärtung in der eigenen, christlichen Gemeinde sprach. Tiefer noch hat sich mir seine Erscheinung eingepägt: ein stiller, sehr gewissenhaf-



ter, in sich gekehrter, auch asketischer Diener Gottes, so nahm ich ihn wahr, der aber nun, da ihm Gott die Seelsorge der bedrängten Christen in Qaryatein und die Führung der klösterlichen Gemeinschaft auferlegt hatte, auch diese öffentliche Aufgabe mit all seiner Kraft ausübte. Er sprach leise und so langsam, die Augen meist geschlossen, als würde er bewusst den Puls verlangsamen und das Interview als Atempause zwischen zwei anstrengenderen Verpflichtungen nutzen. Zugleich sprach er sehr überlegt, in druckreifen Sätzen, und was er sagte, war von einer Klarheit und auch politischen Schärfe, dass ich immer wieder nachfragte, ob es nicht zu gefährlich sei, ihn wörtlich zu zitieren. Dann öffnete er die warmen, dunklen Augen und nickte müde, ja, das könne ich alles drucken, sonst hätte er es doch nicht gesagt; die Welt müsse erfahren, was in Syrien geschieht.

Diese Müdigkeit, das war auch ein starker, vielleicht mein stärkster Eindruck von Pater Jacques - es war die Müdigkeit eines Menschen, der mehr als nur eingesehen, nämlich bejaht hatte, dass es Erholung vielleicht erst im nächsten Leben gibt, die Müdigkeit eines Arztes und Feuerwehrmannes auch, der sich seine Kräfte einteilt, wenn die Not überhandnimmt. Und ein Arzt und Feuerwehrmann war Pater Jacques als Priester inmitten des Krieges ja auch, nicht nur für die Seelen der Verängstigten, ebenso für die Leiber der Bedürftigen, denen er in seiner Kirche ungeachtet ihres Glaubens Essen, Schutz, Kleidung, Wohnstatt und vor allem Zuwendung bot. Viele hundert, wenn nicht Tausende von Flüchtlingen hat die Gemeinschaft von Mar Musa bis zuletzt in ihrem Kloster beherbergt und versorgt, die allermeisten von ihnen Muslime. Und nicht nur das - Pater Jacques gelang es, wenigstens in Qaryatein den Frieden, auch den konfessionellen Frieden, zu bewahren. Maßgeblich ihm ist es zu verdanken, dem stillen, ernsten Pater Jacques, dass sich die verschiedenen Gruppen und Milizen, manche regierungsnah, manche oppositionell, darauf einigten, aus dem Städtchen alle schweren Waffen zu verbannen. Und ihm gelang es, dem kirchenkritischen Priester, fast alle Christen seiner Gemeinde zum Bleiben zu bewegen. „Wir Christen gehören zu diesem Land, auch wenn das die Fundamentalisten weder bei uns noch in Europa gern hören“, sagte Pater Jacques mir: „Die arabische Kultur ist unsere Kultur!“

Bitter stießen ihm die Aufrufe mancher westlicher Politiker auf, gezielt arabische Christen aufzunehmen. Derselbe Westen, der sich nicht um die Millionen Syrer schere, die quer durch alle Konfessionen friedlich für Demokratie und Menschenrechte demonstrierten, derselbe Westen, der den Irak zugrunde gerichtet und Assad sein Giftgas geliefert habe, derselbe Westen, der mit Saudi-Arabien im Bunde stehe und damit dem Hauptsponsor des

Dschihadismus - dieser gleiche Westen Sorge sich nun um die arabischen Christen? Da könne er nur lachen, sagte Pater Jacques, ohne eine Miene zu verziehen. Und fuhr mit geschlossenen Augen fort: „Diese Politiker befördern mit ihren unverantwortlichen Äußerungen genau jenen Konfessionalismus, der uns Christen bedroht.“

Immer größer wurde die Verantwortung, die Pater Jacques so klaglos wie immer trug. Die ausländischen Mitglieder der Gemeinschaft mussten Syrien verlassen und fanden Zuflucht im Nordirak. Zurück blieben nur die sieben syrischen Mönche und Nonnen, die sich auf die beiden Klöster Mar Musa und Mar Elian verteilten. Ständig verschoben sich die Fronten, so dass in Qaryatein mal der Staat, mal oppositionelle Milizen herrschten. Mit beiden Seiten mussten sich die Mönche und Nonnen arrangieren und dazu wie alle Bewohner die Luftangriffe überleben, wenn die Kleinstadt gerade in den Händen der Opposition war. Dann aber drang der „Islamische Staat“ immer weiter ins syrische Kerngebiet vor. „Die Bedrohung durch den IS, dieser Sekte von Terroristen, die ein fürchterliches Bild des Islams abgeben, ist in unserer Gegend angekommen“, schrieb Pater Jacques wenige Tage vor seiner Entführung an eine französische Freundin. Und weiter: „Es ist schwierig zu entscheiden, was wir tun sollen. Sollen wir unsere Häuser verlassen? Das fällt uns schwer. Einzusehen, dass wir verlassen sind, ist fürchterlich - verlassen zumal von der christlichen Welt, die beschlossen hat, auf Distanz zu gehen, um die Gefahr von sich fern zu halten. Wir bedeuten ihnen nichts.“

Allein in diesen wenigen Zeilen einer bloßen, sicher eilig geschriebenen Mail fallen zwei Formulierungen auf, die charakteristisch sind für Pater Jacques und zugleich ein Maßstab für jede Intellektualität. In dem ersten Satz heißt es: „Die Bedrohung durch den IS, dieser Sekte von Terroristen, die ein fürchterliches Bild des Islams abgeben...“ Der andere Satz, über die christliche Welt: „Wir bedeuten ihnen nichts.“ Er verteidigte die fremde Gemeinschaft und kritisierte die eigene. Als die Gruppe, die sich auf den Islam beruft und vorgibt, das Gesetz des Korans anzuwenden, ihn und seine Gemeinde bereits unmittelbar physisch bedrohte, wenige Tage vor seiner eigenen Entführung, betonte Pater Jacques noch, dass diese Terroristen das wahre Gesicht des Islams entstellten. Ich würde jedem Muslim widersprechen, dem angesichts des „Islamischen Staates“ nur die Floskel einfällt, dass die Gewalt nichts mit dem Islam zu tun habe. Aber ein Christ, ein christlicher Priester, der damit rechnen muss, von Andersgläubigen vertrieben, gedemütigt, verschleppt oder getötet zu werden, und dennoch darauf beharrt, diesen anderen Glauben zu rechtfertigen - ein solcher Gottesdiener

legt eine Größe an den Tag, die ich sonst nur aus den Viten der Heiligen kenne.

Jemand wie ich kann den Islam nicht auf diese Weise verteidigen. Er darf es nicht. Die Liebe zum Eigenen – zur eigenen Kultur wie zum eigenen Land und genauso zur eigenen Person – erweist sich in der Selbstkritik. Die Liebe zum anderen – zu einer anderen Person, einer anderen Kultur und selbst zu einer anderen Religion – kann viel schwärmerischer, sie kann vorbehaltlos sein. Richtig, die Liebe zum anderen setzt die Liebe zu sich selbst voraus. Aber verliebt, wie es Pater Paolo und Pater Jacques in den Islam sind, verliebt kann man nur in den anderen sein. Die Selbstliebe hingegen muss, damit sie nicht der Gefahr des Narzissmus, des Selbstlobs, der Selbstgefälligkeit unterliegt, eine hadernde, zweifelnde, stets fragende sein. Wie sehr gilt das für den Islam heute! Wer als Muslim nicht mit ihm hadert, nicht an ihm zweifelt, nicht ihn kritisch befragt, der liebt den Islam nicht.

\*

Es sind nicht nur die schrecklichen Nachrichten und noch schrecklicheren Bilder aus Syrien und dem Irak, wo der Koran noch bei jeder Schweinetat hochgehalten und bei jeder Enthauptung „Allahu akbar“ gerufen wird. Auch in so vielen anderen, wenn nicht den meisten Ländern der muslimischen Welt berufen sich staatliche Autoritäten, staatsnahe Institutionen, theologische Schulen oder aufständische Gruppen auf den Islam, wenn sie das eigene Volk unterdrücken, Frauen benachteiligen, Andersdenkende, Andersgläubige, anders Lebende verfolgen, vertreiben, massakrieren. Unter Berufung auf den Islam werden in Afghanistan Frauen gesteinigt, in Pakistan ganze Schulklassen ermordet, in Nigeria Hunderte Mädchen versklavt, in Libyen Christen geköpft, in Bangladesch Blogger erschossen, in Somalia Bomben auf Marktplätzen gezündet, in Mali Sufis und Musiker umgebracht, in Saudi-Arabien Regimekritiker gekreuzigt, in Iran die bedeutendsten Werke der Gegenwartsliteratur verboten, in Bahrain Schiiten unterdrückt, im Jemen Sunniten und Schiiten aufeinander gehetzt.

Gewiss lehnen die allermeisten Muslime Terror, Gewalt und Unterdrückung ab. Das ist nicht nur eine Floskel, sondern das habe ich auf meinen Reisen genau so erlebt: Wem die Freiheit keine Selbstverständlichkeit ist, der ermisst erst recht ihren Wert. Alle Massenaufstände der letzten Jahre in der islamischen Welt waren Aufstände für Demokratie und Menschenrechte, nicht nur die versuchten, wenn auch meist gescheiterten Revolutionen in fast allen arabischen Ländern, ebenso die Protestbewegungen in der Türkei, in Iran, in Pakistan und nicht zuletzt der Aufstand an den Wahlurnen der letzten indonesi-

schen Präsidentschaftswahl. Ebenso zeigen die Flüchtlingsströme an, wo sich viele Muslime ein besseres Leben erhoffen als in ihrer Heimat: jedenfalls nicht in religiösen Diktaturen. Auch die Berichte, die uns aus Mossul oder Rakka selbst erreichen, künden nicht von Begeisterung, sondern von Panik und Verzweiflung der Bevölkerung. Alle maßgeblichen theologischen Autoritäten der islamischen Welt haben den Anspruch des IS verworfen, für den Islam zu sprechen, und im Detail herausgearbeitet, inwiefern dessen Praxis und Ideologie dem Koran und den Grundlehren der islamischen Theologie widersprechen. Und vergessen wir nicht, dass es an vorderster Front Muslime selbst sind, die gegen den „Islamischen Staat“ kämpfen, Kurden, Schiiten, auch sunnitische Stämme und die Angehörigen der irakischen Armee.

Das muss man alles sagen, will man nicht dem Trugbild aufsitzen, das Islamisten und Islamkritiker wortgleich entwerfen: Dass der Islam einen Krieg gegen den Westen führt. Eher führt der Islam einen Krieg gegen sich selbst, will sagen: wird die islamische Welt von einer inneren Auseinandersetzung erschüttert, deren Auswirkungen auf die politische und ethnische Kartographie an die Verwerfungen des Ersten Weltkriegs heranreichen dürften. Den multiethnischen, multireligiösen und multikulturellen Orient, den ich in seinen großartigen literarischen Zeugnissen aus dem Mittelalter studiert und während langer Aufenthalte in Kairo und Beirut, als Kind während der Sommerferien in Isfahan und als Berichterstatter im Kloster von Mar Musa als eine zwar bedrohte, niemals heile, aber doch quicklebendige Wirklichkeit lieben gelernt habe, diesen Orient wird es so wenig mehr geben wie die Welt von gestern, auf die Stefan Zweig in den Zwanzigerjahren voller Wehmut und Trauer zurückblickte.

Was ist geschehen? Der „Islamische Staat“ hat nicht erst heute begonnen und auch nicht erst mit den Bürgerkriegen im Irak und in Syrien. Seine Methoden mögen auf Ablehnung stoßen, aber seine Ideologie ist der Wahhabismus, der heute bis in die hintersten Winkel der islamischen Welt wirkt und als Salafismus gerade auch für Jugendliche in Europa attraktiv geworden ist. Wenn man weiß, dass die Schulbücher und Lehrpläne im „Islamischen Staat“ zu 95 Prozent identisch mit den Schulbüchern und Lehrplänen Saudi-Arabiens sind, dann weiß man auch, dass die Welt nicht nur im Irak und in Syrien strikt in verboten und erlaubt eingeteilt wird – und die Menschheit in gläubig und ungläubig. Gesponsert mit Milliardenbeträgen aus dem Öl, hat sich über Jahrzehnte in Moscheen, in Büchern, im Fernsehen ein Denken ausgebreitet, das ausnahmslos alle Andersgläubigen zu Ketzern erklärt, beschimpft, terrorisiert, verächtlich macht und beleidigt. Wenn man

andere Menschen systematisch, Tag für Tag, öffentlich herabsetzt, ist es nur folgerichtig – wie gut kennen wir das aus unserer eigenen, der deutschen Geschichte –, daß man schließlich auch ihr Leben für unwert erklärt. Dass ein solcher religiöser Faschismus überhaupt denkmöglich wurde, dass der IS so viele Kämpfer und noch mehr Sympathisanten finden, dass er ganze Länder überrennen und Millionenstädte weitgehend kampfflos einnehmen konnte, das ist nicht der Beginn, sondern der vorläufige Endpunkt eines langen Niedergangs, eines Niedergangs auch und gerade des religiösen Denkens.

\*

Ich habe 1988 angefangen, Orientalistik zu studieren, meine Themen waren der Koran und die Poesie. Ich glaube, jeder, der dieses Fach in seiner klassischen Ausprägung studiert, gelangt an den Punkt, an dem er die Vergangenheit und die Gegenwart nicht mehr zusammenbringen kann. Und er wird hoffnungslos, hoffnungslos sentimental. Natürlich war die Vergangenheit nicht einfach nur friedlich und kunterbunt. Aber als Philologe hatte ich vor allem mit den Schriften der Mystiker, der Philosophen, der Rhetoriker und ebenso der Theologen zu tun. Und ich, nein: wir Studenten konnten und können nur staunen über die Originalität, die geistige Weite, die ästhetische Kraft und auch humane Größe, die uns in der Spiritualität Ibn Arabis, der Poesie Rumis, der Geschichtsschreibung Ibn Khalduns, der poetischen Theologie Abdulqaher al-Dschurdshanis, der Philosophie des Averroes, den Reisebeschreibungen Ibn Battutas und noch in den Geschichten von Tausendundeiner Nacht begegnen, die weltlich sind, ja, weltlich und erotisch und übrigens auch feministisch und zugleich auf jeder Seite durchdrungen vom Geist und den Versen des Korans. Das waren keine Zeitungsberichte, nein, die soziale Wirklichkeit dieser Hochkultur sah wie jede Wirklichkeit grauer und gewalttätiger aus. Und doch sagen diese Zeugnisse etwas darüber aus, was einmal denkmöglich oder sogar selbstverständlich war innerhalb des Islams. Nichts, absolut nichts findet sich innerhalb der religiösen Kultur des modernen Islams, das auch nur annähernd vergleichbar wäre, eine ähnliche Faszination ausübte, von ebensolcher Tiefe wäre wie die Schriften, auf die ich in meinem Studium stieß. Und da spreche ich noch gar nicht von der islamischen Architektur, der islamischen Kunst, der islamischen Musikwissenschaft – es gibt sie nicht mehr.

Ich möchte Ihnen den Verlust an Kreativität und Freiheit an meinem eigenen Fachgebiet illustrieren: Es war einmal denkmöglich und sogar selbstverständlich, dass der Koran ein poetischer Text ist, der nur mit den Mitteln und Methoden der Poetologie begriffen werden kann, nicht anders als ein Gedicht.

Es war denkmöglich und sogar selbstverständlich, dass ein Theologe zugleich ein Literaturwissenschaftler und Kenner der Poesie war, in vielen Fällen auch selbst ein Dichter. In der heutigen Zeit wurde mein eigener Lehrer Nasr Hamid Abu Zaid in Kairo der Ketzerei angeklagt, von seinem Lehrstuhl vertrieben und sogar zwangsgeschieden, weil er die Koranwissenschaft als eine Literaturwissenschaft begriff. Das heißt, ein Zugang zum Koran, der selbstverständlich war und für den Nasr Abu Zaid die bedeutendsten Gelehrten der klassischen islamischen Theologie heranziehen konnte, wird heute nicht einmal mehr als denkmöglich anerkannt. Ein solcher Zugang zum Koran, obwohl er der traditionelle ist, wird verfolgt und bestraft und verketzert. Dabei ist der Koran ein Text, der sich nicht etwa nur reimt, sondern in verstörenden, vieldeutigen, geheimnisvollen Bildern spricht, er ist auch kein Buch, sondern eine Rezitation, die Partitur eines Gesangs, der seine arabischen Hörer durch seine Rhythmik, Lautmalerei und Melodik bewegt. Die islamische Theologie hat die ästhetischen Eigenheiten des Korans nicht nur berücksichtigt, sie hat die Schönheit der Sprache zum Beglaubigungswunder des Islams erklärt. Was aber geschieht, wenn man die sprachliche Struktur eines Textes missachtet, sie nicht einmal mehr angemessen versteht oder auch nur zur Kenntnis nimmt, das lässt sich heute überall in der islamischen Welt beobachten. Der Koran sinkt herab zu einem Vademekum, das man mit der Suchmaschine nach diesem oder jenem Schlagwort abfragt. Die Sprachgewalt des Korans wird zum politischen Dynamit.

Oft ist zu lesen, dass der Islam durch das Feuer der Aufklärung gehen oder die Moderne sich gegen die Tradition durchsetzen müsse. Aber das ist vielleicht etwas zu einfach gedacht, wenn die Vergangenheit des Islams so viel aufklärerischer war und das traditionelle Schrifttum bisweilen moderner anmutet als der theologische Gegenwartsdiskurs. Goethe und Proust, Lessing und Joyce haben schließlich nicht unter geistiger Umnachtung gelitten, dass sie fasziniert waren von der islamischen Kultur. Sie haben in den Büchern und Monumenten etwas gesehen, was wir, die wir oft genug brutal mit der Gegenwart des Islams konfrontiert sind, nicht mehr so leicht wahrnehmen. Vielleicht ist das Problem des Islams weniger die Tradition als vielmehr der fast schon vollständige Bruch mit dieser Tradition, der Verlust des kulturellen Gedächtnisses, seine zivilisatorische Amnesie.

Alle Völker des Orients haben durch den Kolonialismus und durch laizistische Diktaturen eine brutale, von oben verordnete Modernisierung erlebt. Das Kopftuch, um es an einem Beispiel zu illustrieren, das Kopftuch haben die iranischen Frauen nicht allmählich abgelegt – Soldaten schwärmten auf Anord-

nung des Schahs 1936 in den Straßen aus, um es ihnen mit Gewalt vom Kopf zu reißen. Anders als in Europa, wo die Moderne bei allen Rückschlägen und Verbrechen doch als ein Prozess der Emanzipation erlebt werden konnte und sich über viele Jahrzehnte und Jahrhunderte vollzog, war sie im Nahen Osten wesentlich eine Gewalterfahrung. Die Moderne wurde nicht mit Freiheit, sondern mit Ausbeutung und Despotie assoziiert. Stellen Sie sich einen italienischen Präsidenten vor, der mit dem Auto in den Petersdom fährt, mit seinen schmutzigen Stiefeln auf den Altar springt und dem Papst seine Peitsche ins Gesicht schlägt – dann haben Sie eine ungefähre Vorstellung davon, was es bedeutete, als Reza Schah 1928 mit seinen Reitstiefeln durch den Heiligen Schrein von Ghom marschierte und auf die Bitte des Imams, wie jeder Gläubige die Schuhe auszuziehen, dem Imam mit der Peitsche ins Gesicht schlug. Und Sie fänden vergleichbare Vorgänge und Schlüsselmomente in vielen anderen Ländern des Nahen Ostens, die sich nicht langsam von der Vergangenheit lösten, sondern diese Vergangenheit zertrümmerten und aus dem Gedächtnis zu radieren versuchten.

Man hätte annehmen können, dass wenigstens die religiösen Fundamentalisten, die nach dem Scheitern des Nationalismus überall in der islamischen Welt an Einfluss gewannen, die eigene Kultur wertschätzen. Indes taten sie das Gegenteil: Indem sie zu einem vermeintlichen Uranfang zurückkehren wollten, vernachlässigten sie die Tradition nicht bloß, sondern bekämpften sie dezidiert. Wir wundern uns nur deshalb über den Bildersturm des „Islamischen Staates“, weil wir nicht mitbekommen haben, dass in Saudi-Arabien praktisch überhaupt keine Altertümer mehr stehen. In Mekka haben die Wahhabiten die Gräber und Moscheen der engsten Prophetenangehörigen, ja selbst das Geburtshaus des Propheten zerstört. Die historische Moschee des Propheten in Medina wurde durch einen gigantischen Neubau ersetzt, und wo bis vor wenigen Jahren noch das Haus stand, in dem Mohammed mit seiner Frau Khadija wohnte, steht heute ein öffentliches Klo.

Außer mit dem Koran beschäftigte ich mich während des Studiums hauptsächlich mit der islamischen Mystik, dem Sufismus. Mystik, das klingt nach etwas Randseitigem, nach Esoterik, nach einer Art Untergrundkultur. Nichts könnte mit Bezug auf den Islam falscher sein. Bis ins 20. Jahrhundert hinein war der Sufismus fast überall in der islamischen Welt die Grundlage der Volksfrömmigkeit. Im asiatischen Islam ist er es bis heute. Zugleich war die islamische Hochkultur, insbesondere die Dichtung, die bildende Kunst und die Architektur, durchdrungen vom Geist der Mystik. Als die geläufigste Form der Religiosität bildete der Sufismus das ethische und ästhetische Gegengewicht zur Orthodoxie der Rechtsgelehrten.

Indem er an Gott vor allem die Barmherzigkeit hervorhob, im Koran hinter jeden Buchstaben sah, in der Religion stets die Schönheit suchte, die Wahrheit auch in anderen Glaubensformen erkannte und ausdrücklich vom Christentum das Gebot der Feindesliebe übernahm, durchdrang der Sufismus die islamischen Gesellschaften mit Werten, Geschichten und Klängen, die aus einer Buchstabenfrömmigkeit allein nicht abzuleiten gewesen wären. Der Sufismus als der gelebte Islam setzte den Gesetzesislam nicht etwa außer Kraft, aber er ergänzte ihn, machte ihn im Alltag weicher, ambivalenter, durchlässiger, toleranter und durch die Musik, den Tanz, die Poesie vor allem auch sinnlich erlebbar.

Kaum etwas davon ist übrig geblieben. Wo immer die Islamisten Fuß fassten, angefangen schon im 19. Jahrhundert im heutigen Saudi-Arabien bis zuletzt in Mali, machten sie zuerst den sufischen Festen ein Ende, verboten die mystischen Schriften, zerstörten die Gräber der Heiligen, schnitten den sufischen Führern die langen Haare ab oder töteten sie gleich. Aber nicht nur die Islamisten. Auch den Reformern und religiösen Aufklärern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts galten die Traditionen und Sitten des Volksislams als rückständig und veraltet. Nicht etwa sie haben das sufische Schrifttum ernst genommen, sondern es waren westliche Gelehrte, Orientalisten wie die Friedenspreisträgerin von 1995, Annemarie Schimmel, die die Handschriften ediert und damit vor der Vernichtung bewahrt haben. Und selbst heute noch beschäftigen sich nur sehr wenige muslimische Intellektuelle mit dem Reichtum, der in ihrer eigenen Tradition liegt. Die zerstörten, missachteten, vermüllten Altstädte mit ihren ruinierten Baudenkmalern überall in der islamischen Welt stellen den Verfall des islamischen Geistes ebenso sinnbildlich dar wie die größte Shopping-Mall der Welt, die in Mekka direkt neben der Kaaba gebaut wurde. Das muss man sich vor Augen halten, das kann man auf Bildern auch sehen: Das eigentliche Heiligtum des Islams, dieses so schlichte und herrliche Bauwerk, in dem der Prophet selbst betete, wird buchstäblich von Gucci und Apple überragt. Vielleicht hätten wir weniger auf den Islam unserer Großdenker als auf den Islam unserer Großmütter hören sollen.

Sicher, in manchen Ländern hat man begonnen, Häuser und Moscheen zu restaurieren, allerdings mussten erst westliche Kunsthistoriker oder auch verwestlichte Muslime wie ich kommen, die den Wert der Tradition erkannten. Und leider kamen wir ein Jahrhundert zu spät, als die Gebäude bereits zerfallen, die Bautechniken vergessen und die Bücher aus dem Gedächtnis radiert waren. Aber immerhin glaubten wir, Zeit zu haben, um die Dinge gründlich zu studieren. Inzwischen komme ich mir als Leser fast schon wie ein Archäologe in einem Kriegsgebiet vor,

der eilig und keineswegs immer durchdacht die Relikte aufammelt, auf dass spätere Generationen sie wenigstens noch museal betrachten können. Wohl bringen muslimische Länder immer noch überragende Werke hervor, wie sich auf Biennalen, Filmfestivals und ebenso auf der diesjährigen Buchmesse wieder zeigt. Aber mit dem Islam hat diese Kultur kaum noch etwas zu tun. Es gibt keine islamische Kultur mehr, jedenfalls keine von Rang. Was uns jetzt um die Ohren und auf die Köpfe fliegt, sind die Trümmer einer gewaltigen geistigen Implosion.

\*

Gibt es Hoffnung? Es gibt bis zum letzten Atemzug Hoffnung, lehrt uns Pater Paolo, der Gründer der Gemeinschaft von Mar Musa. Hoffnung ist das zentrale Motiv seiner Schriften. Am Tag nach der Entführung seines Schülers und Vertreters strömten die Muslime von Qaryatein ungefragt in die Kirche und beteten für ihren Pater Jacques. Das muss auch uns Hoffnung geben, dass die Liebe über die Grenzen der Religionen, Ethnien und Kulturen hinaus wirkt. Der Schock, den die Nachrichten und Bilder des „Islamischen Staats“ erzeugt haben, ist gewaltig, und er hat Gegenkräfte freigesetzt. Endlich formiert sich auch innerhalb der islamischen Orthodoxie ein Widerstand gegen die Gewalt im Namen der Religion. Und schon seit einigen Jahren sehen wir, vielleicht weniger im arabischen Kernland des Islams als vielmehr an den Peripherien, in Asien, in Südafrika, in Iran, der Türkei und nicht zuletzt unter den Muslimen im Westen, wie sich ein neues religiöses Denken entwickelt. Auch Europa hat sich nach den beiden Weltkriegen neu geschaffen. Und vielleicht sollte ich angesichts der Leichtfertigkeit, der Geringschätzung und offenen Missachtung, die nicht nur unsere Politiker, nein, die wir als Gesellschaft seit einigen Jahren dem europäischen Projekt der Einigung entgegenbringen, dem politisch Wertvollsten, was dieser Kontinent je hervorgebracht hat – vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, wie oft ich bei meinem Reisen auf Europa angesprochen werde: als Modell, ja beinah schon als Utopie. Wer vergessen hat, warum es Europa braucht, muss in die ausgemergelten, erschöpften, verängstigten Gesichter der Flüchtlinge blicken, die alles hinter sich gelassen, alles aufgegeben, ihr Leben riskiert haben für die Verheißung, die Europa immer noch ist.

Das bringt mich zurück zur zweiten Formulierung Pater Jacques', die ich bemerkenswert fand, zu seinem Satz über die christliche Welt: „Wir bedeuten ihnen nichts.“ Als Muslim ist es nicht an mir, den Christen in der Welt vorzuwerfen, sich – wenn schon nicht um das syrische oder irakische Volk – nicht einmal um ihre eigenen Glaubensgeschwister zu kümmern. Und doch ist es, was auch ich oft denke, wenn ich das Desinteresse unserer Öffentlichkeit an

der schon endzeitlich anmutenden Katastrophe in jenem Osten erlebe, den wir uns durch Stacheldrahtzäune, Kriegsschiffe, Feindbilder und geistige Sichtblenden fernzuhalten versuchen. Nur drei Flugstunden von Frankfurt entfernt werden ganze Volksgruppen ausgerottet oder vertrieben, Mädchen versklavt, viele der wichtigsten Kulturdenkmäler der Menschheit in die Luft gesprengt, gehen Kulturen und mit den Kulturen auch eine uralte ethnische, religiöse und sprachliche Vielfalt unter, die sich anders als in Europa noch bis ins 21. Jahrhundert einigermaßen bewahrt hatte – aber wir versammeln uns und stehen erst auf, wenn eine der Bomben dieses Krieges uns selbst trifft wie am 7. und 8. Januar in Paris, oder wenn die Menschen, die vor diesem Krieg fliehen, an unsere Tore klopfen.

Es ist gut, dass unsere Gesellschaften, anders als nach dem 11. September 2001, dem Terror unsere Freiheit entgegengehalten haben. Es ist beglückend zu sehen, wie viele Menschen in Europa und besonders auch in Deutschland sich für Flüchtlinge einsetzen. Aber dieser Protest und diese Solidarität, sie bleiben noch zu oft unpolitisch. Wir führen keine breite gesellschaftliche Debatte über die Ursachen des Terrors und der Fluchtbewegung und inwiefern unsere eigene Politik vielleicht sogar die Katastrophe befördert, die sich vor unseren Grenzen abspielt. Wir fragen nicht, warum unser engster Partner im Nahen Osten ausgerechnet Saudi-Arabien ist. Wir lernen nicht aus unseren Fehlern, wenn wir einem Diktator wie General Sissi den roten Teppich ausrollen. Oder wir lernen die falschen Lektionen, wenn wir aus den desaströsen Kriegen im Irak oder in Libyen den Schluss ziehen, uns auch bei Völkermord besser herauszuhalten. Nichts ist uns eingefallen, um den Mord zu verhindern, den das syrische Regime seit vier Jahren am eigenen Volk verübt. Und ebenso haben wir uns abgefunden mit der Existenz eines neuen, religiösen Faschismus, dessen Staatsgebiet etwa so groß ist wie Großbritannien und von den Grenzen Irans bis fast ans Mittelmeer reicht. Nicht, dass es einfache Antworten darauf gäbe, wie eine Millionenstadt wie Mossul befreit werden könnte – aber wir stellen uns nicht einmal ernsthaft die Frage. Eine Organisation wie der „Islamische Staat“ mit hochgerechnet 30.000 Kämpfern ist für die Weltgemeinschaft nicht unbesiegbar – sie darf es nicht sein. „Heute sind sie bei uns“, sagte der katholische Bischof von Mossul, Yohanna Petros Mouche, als er den Westen und die Weltmächte um Hilfe bat, um den IS aus dem Irak zu vertreiben. „Heute sind sie bei uns. Morgen werden sie bei euch sein.“

Ich möchte mir nicht vorstellen, was noch geschehen muss, damit wir dem Bischof von Mossul rechtgeben. Denn es gehört zur propagandistischen Logik des „Islamischen Staates“, daß er mit seinen

Bildern eine immer höhere Stufe des Horrors zündet, um in unser Bewusstsein zu dringen. Als wir uns nicht mehr über einzelne christliche Geiseln erregten, die den Rosenkranz beten, bevor sie geköpft werden, fing der IS an, ganze Gruppen von Christen zu enthaupten. Als wir die Enthauptungen von unseren Bildschirmen verbannten, fackelte der IS die Bilder aus dem Nationalmuseum von Mossul ab. Als wir uns an zertrümmerte Statuen gewöhnt hatten, begann der IS, ganze Ruinenstädte wie Nimrod und Ninive zu planieren. Als wir uns nicht mehr mit der Vertreibung der Yeziden beschäftigten, rüttelten uns kurz die Nachrichten von Massenvergewaltigungen nach. Als wir glaubten, der Schrecken beschränke sich auf den Irak und Syrien, erreichten uns die Snuffvideos aus Libyen und Ägypten. Als wir uns an die Enthauptungen und die Kreuzigungen gewöhnt hatten, wurden die Opfer erst enthauptet und dann gekreuzigt, wie zuletzt in Libyen. Palmyra wird nicht auf einmal, vielmehr Bauwerk und Bauwerk gesprengt, im Abstand von Wochen, um jedes Mal eine neue Nachricht zu produzieren. Das wird nicht aufhören. Der IS wird den Horror so lange steigern, bis wir in unserem europäischen Alltag sehen, hören und fühlen, dass dieser Horror nicht von selbst aufhören wird. Paris wird nur der Anfang gewesen sein, und Lyon nicht die letzte Enthauptung bleiben. Und je länger wir warten, desto weniger Möglichkeiten bleiben uns. Anders gesagt, ist es schon viel zu spät.

\*

Darf ein Friedenspreisträger zum Krieg aufrufen? Ich rufe nicht zum Krieg auf. Ich weise lediglich darauf hin, dass es einen Krieg gibt – und dass auch wir, als seine nächsten Nachbarn, uns dazu verhalten müssen, womöglich militärisch, ja, aber vor allem sehr viel entschlossener als bisher diplomatisch und ebenso zivilgesellschaftlich. Denn dieser Krieg kann nicht mehr allein in Syrien und im Irak beendet werden. Er kann nur von den Mächten beendet werden, die hinter den befeindeten Armeen und Milizen stehen, Iran, die Türkei, die Golfstaaten, Russland und auch der Westen. Und erst wenn unsere Gesellschaften den Irrsinn nicht länger akzeptieren, werden sich auch die Regierungen bewegen. Wahrscheinlich werden wir Fehler machen, was immer wir jetzt noch tun. Aber den größten Fehler begehen wir, wenn wir weiterhin nichts oder so wenig gegen den Massenmord vor unserer europäischen Haustür tun, den des „Islamischen Staates“ und den des Assad-Regimes.

„Soeben komme ich aus Aleppo zurück“, fuhr Pater Jacques in der Email fort, die er wenige Tage vor seiner Entführung am 21. Mai schrieb, „dieser Stadt, die am Fluss des Stolzes schläft, die im Zentrum des Orients liegt. Sie ist jetzt wie eine Frau, die von Krebs aufgefressen ist. Alle fliehen aus Aleppo,

vor allem die armen Christen. Dabei treffen diese Massaker nicht nur die Christen, sondern das gesamte syrische Volk. Unsere Bestimmung ist schwer umzusetzen, vor allem in diesen Tagen, an denen Pater Paolo verschwunden ist, der Lehrer und Begründer des Dialogs im 21. Jahrhundert. In diesen Tagen leben wir den Dialog als ein gemeinschaftliches, gemeinsames Leiden. Wir sind traurig in dieser ungerechten Welt, die einen Teil der Verantwortung für die Opfer des Krieges trägt, dieser Welt des Dollars und des Euros, die nur nach ihren eigenen Völkern, ihrem eigenen Wohlstand, ihrer eigenen Sicherheit sieht, während der Rest der Welt hungers stirbt und an Krankheiten und am Krieg. Es scheint, dass ihr einziges Ziel ist, Gegenden zu finden, wo sie Kriege führen und den Handel mit Waffen, mit Flugzeugen noch steigern können. Wie rechtfertigen sich diese Regierungen, die die Massaker beenden könnten, aber nichts tun, nichts. Ich bange nicht um meinen Glauben, aber ich bange um die Welt. Die Frage, die wir uns stellen, ist die folgende: Haben wir das Recht zu leben oder nicht? Die Antwort ist schon da, denn dieser Krieg ist eine klare Antwort, so klar wie das Licht der Sonne. Also ist der wahre Dialog, den wir heute leben, der Dialog der Barmherzigkeit. Mut, meine Liebe, ich bin bei Dir und umarme dich fest, Jacques.“

Zwei Monate nach der Entführung von Pater Jacques, am 28. Juli 2015, hat der „Islamische Staat“ die Kleinstadt Qaryatein eingenommen. Die meisten Bewohner konnten im letzten Augenblick fliehen, aber zweihundert Christen wurden vom IS entführt. Einen weiteren Monat später, am 21. August, wurde das Kloster Mar Elian mit Bulldozern zerstört. Auf den Bildern, die der IS ins Internet gestellt hat, ist zu sehen, dass kein einziger der tausendsiebenhundert Jahre alten Steine auf dem anderen geblieben ist. Weitere zwei Wochen später, am 3. September, tauchten auf einer Website des Islamischen Staates Fotos auf, die einige der Christen aus Qaryatein in den ersten Stuhlreihen einer Schulaula oder einer Festhalle zeigen, kahlgeschoren, manche bis auf die Knochen abgemagert, ihre Blicke leer, sie alle von der Geiselhaft gezeichnet. Auch Pater Jacques ist auf den Photos zu erkennen, in ziviler Kleidung, ebenfalls kahlgeschoren und abgezehrt, deutlich wahrnehmbar die Erschütterung in seinem Blick. Er hält sich die Hand vor den Mund, als wolle er nicht wahrhaben, was er sieht. Auf der Bühne der Aula sitzt ein breitschultriger, langbärtiger Mann in Kampfuniform, der einen Vertrag unterzeichnet. Es ist ein sogenannter Dhimmi-Vertrag, der die Christen der Herrschaft der Muslime unterwirft. Sie dürfen keine Kirche und keine Klöster bauen, kein Kreuz und ebensowenig eine Bibel mit sich führen. Ihre Priester dürfen keine Priesterkleidung tragen. Die Muslime dürfen die Gebete der Christen nicht hören, ihre Schriften nicht

lesen und ihre Kirchen nicht betreten. Die Christen dürfen keine Waffen tragen und müssen bedingungslos den Anweisungen des „Islamischen Staats“ gehorchen. Sie müssen sich ducken, müssen klaglos jede Ungerechtigkeit ertragen und außerdem eine Kopfsteuer zahlen, die Dschizya, damit sie leben dürfen. Es wird einem schlecht, wenn man diesen Vertrag liest. Er teilt die Geschöpfe Gottes ganz offensichtlich in Menschen erster und zweiter Klasse auf und lässt keinen Zweifel, dass es außerdem Menschen dritter Klasse gibt, deren Leben noch weniger gilt.

Es ist ein ruhiger, aber ganz und gar deprimierter, hilfloser Blick, den uns Pater Jacques auf dem Foto zuwirft, während er die Hand vor den Mund hält. Mit dem eigenen Martyrium hatte er gerechnet. Aber dass seine Gemeinde in Gefangenschaft geriet, die Kinder, die er getauft, die Liebenden, die er miteinander vermählt, die Alten, denen er die letzte Ölung versprochen hat, das muss ihn um den Verstand bringen, selbst den bedächtigen, innerlich so starken, gottergebenen Pater Jacques um den Verstand. Seitewegen waren die Entführten schließlich in Qaryatein geblieben, statt wie so viele andere Christen aus Syrien zu fliehen. Pater Jacques wird denken, dass er Schuld auf sich geladen hat. Aber Gott, das weiß ich, Gott wird anders über ihn urteilen.

\*

Gibt es Hoffnung? Ja, es gibt Hoffnung, es gibt immer Hoffnung. Ich hatte diese Rede bereits geschrieben, als mich vor fünf Tagen, am Dienstag, die Nachricht erreichte: Pater Jacques Mourad ist frei. Bewohner des Städtchens Qaryatein haben ihm zur Flucht aus seiner Zelle verholfen, sie haben ihn verkleidet und mit Hilfe von Beduinen aus dem Gebiet des „Islamischen Staates“ geschafft. Inzwischen ist er zu seinen Brüdern und Schwestern der Gemeinschaft von Mar Musa zurückgekehrt. Offenbar waren zahlreiche Menschen an der Befreiung beteiligt, sie alle Muslime, und jeder einzelne von ihnen hat sein Leben für einen christlichen Priester riskiert. Die Liebe hat über die Grenzen der Religionen, Ethnien und Kulturen hinaus gewirkt. So herrlich, ja, im Wortsinn wunderbar diese Nachricht ist, so überwiegt dennoch die Sorge, am brennendsten bei Pater Jacques selbst.

Denn das Leben der zweihundert anderen Christen von Qaryatein dürfte nach seiner Befreiung erst recht in Gefahr sein. Und auch von seinem Lehrer Pater Paolo, dem Gründer der christlichen Gemeinschaft, die den Islam liebt, fehlt weiterhin jede Spur. Es gibt bis zum letzten Atemzug Hoffnung.

Ein Friedenspreisträger soll nicht zum Krieg aufrufen. Doch darf er zum Gebet aufrufen. Meine Damen und Herren, ich möchte Sie um etwas Ungewöhnliches bitten – obwohl es so ungewöhnlich in einer Kirche dann auch wieder nicht ist. Ich möchte Sie bitten, zum Schluss meiner Rede nicht zu applaudieren, sondern für Pater Paolo und die zweihundert entführten Christen von Qaryatein zu beten, den Kindern, die Pater Jacques getauft, die Liebenden, die er miteinander vermählt, den Alten, denen er die Letzte Ölung versprochen hat. Und wenn Sie nicht religiös sind, dann seien Sie doch mit Ihren Wünschen bei den Entführten und auch bei Pater Jacques, der mit sich hadert, weil nur er befreit worden ist. Was sind denn Gebete anderes als Wünsche, die an Gott gerichtet sind? Ich glaube an Wünsche und dass sie mit oder ohne Gott in unserer Welt wirken. Ohne Wünsche hätte die Menschheit keinen der Steine auf den anderen gelegt, die sie in Kriegen so leichtfertig zertrümmert. Und so bitte ich Sie, meine Damen und Herren, beten Sie für Jacques Mourad, beten Sie für Paolo Dall'Oglio, beten Sie für die Christen von Qaryatein, beten Sie oder wünschen Sie sich die Befreiung aller Geiseln und die Freiheit Syriens und des Iraks. Gern können Sie sich dafür auch erheben, damit wir den Snuffvideos der Terroristen ein Bild unserer Brüderlichkeit entgegenhalten.

Ich danke Ihnen.

## Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau - Adolf Grimme	1985	Teddy Kollek - Manfred Rommel
1951	Albert Schweitzer - Theodor Heuss	1986	Władysław Bartoszewski - Hans Maier
1952	Romano Guardini - Ernst Reuter	1987	Hans Jonas - Robert Spaemann
1953	Martin Buber - Albrecht Goes	1988	Siegfried Lenz - Yohanan Meroz
1954	Carl J. Burckhardt - Theodor Heuss	1989	Václav Havel - André Glucksmann
1955	Hermann Hesse - Richard Benz	1990	Karl Dedecius - Heinrich Olschowsky
1956	Reinhold Schneider - Werner Bergengruen	1991	György Konrád - Jorge Semprún
1957	Thornton Wilder - Carl J. Burckhardt	1992	Amos Oz - Siegfried Lenz
1958	Karl Jaspers - Hannah Arendt	1993	Friedrich Schorlemmer - Richard von Weizsäcker
1959	Theodor Heuss - Benno Reifenberg	1994	Jorge Semprún - Wolf Lepenies
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1995	Annemarie Schimmel - Roman Herzog
1961	Sarvepalli Radhakrishnan - Ernst Benz	1996	Mario Vargas Llosa - Jorge Semprún
1962	Paul Tillich - Otto Dibelius	1997	Yaşar Kemal - Günter Grass
1963	Carl F. von Weizsäcker - Georg Picht	1998	Martin Walser - Frank Schirrmacher
1964	Gabriel Marcel - Carlo Schmid	1999	Fritz Stern - Bronislaw Geremek
1965	Nelly Sachs - Werner Weber	2000	Assia Djebar - Barbara Frischmuth
1966	Kardinal Bea/Visser 't Hooft - Paul Mikat	2001	Jürgen Habermas - Jan Philipp Reemtsma
1967	Ernst Bloch - Werner Maihofer	2002	Chinua Achebe - Theodor Berchem
1968	Léopold Sédar Senghor - François Bondy	2003	Susan Sontag - Ivan Nagel
1969	Alexander Mitscherlich - Heinz Kohut	2004	Péter Esterházy - Michael Naumann
1970	Alva und Gunnar Myrdal - Karl Kaiser	2005	Orhan Pamuk - Joachim Sartorius
1971	Marion Gräfin Dönhoff - Alfred Grosser	2006	Wolf Lepenies - Andrei Pleşu
1972	Janusz Korczak - Hartmut von Hentig	2007	Saul Friedländer - Wolfgang Frühwald
1973	The Club of Rome - Nello Celio	2008	Anselm Kiefer - Werner Spies
1974	Frère Roger - (keine Laudatio)	2009	Claudio Magris - Karl Schlögel
1975	Alfred Grosser - Paul Frank	2010	David Grossman - Joachim Gauck
1976	Max Frisch - Hartmut von Hentig	2011	Boualem Sansal - Peter von Matt
1977	Leszek Kołakowski - Gesine Schwan	2012	Liao Yiwu - Felicitas von Lovenberg
1978	Astrid Lindgren - H.-C. Kirsch, G. U. Becker	2013	Swetlana Alexijewitsch - Karl Schlögel
1979	Yehudi Menuhin - Pierre Bertaux	2014	Jaron Lanier - Martin Schulz
1980	Ernesto Cardenal - Johann Baptist Metz	2015	Navid Kermani - Norbert Miller
1981	Lew Kopelew - Marion Gräfin Dönhoff		
1982	George Kennan - Carl F. von Weizsäcker		
1883	Manès Sperber - Siegfried Lenz		
1984	Octavio Paz - Richard von Weizsäcker		

---

Die Reden, die am 18.10.2015 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Navid Kermani in der Frankfurter Paulskirche gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Das zweisprachige (deutsch/englisch) Buch mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zum Friedenspreisträger ist im November 2015 mit der ISBN 978-3-7657-3299-7 erschienen und kostet 14,90 €. Es ist im Buchhandel erhältlich oder unter [www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de).

---

### Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.  
 Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels - Martin Schult  
 Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin  
 Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50  
 Mail: [m.schult@boev.de](mailto:m.schult@boev.de)  
 Internet: [www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de](http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de)